

dtv

Wer die Gegenwart verstehen will, muß die Vergangenheit kennen. Nach den turbulenten Entwicklungen der letzten Jahre mit der Entstehung eines neuen deutschen Nationalstaats und auch im Blick auf die Zukunft in der EU ist das wichtiger denn je. Dem Autor ist es gelungen, 2000 Jahre deutscher Geschichte von den Anfängen bis zur Vereinigung des geteilten Deutschland im Jahre 1990 zusammenzufassen, in ihren Grundzügen darzustellen und alle wesentlichen Aspekte prägnant und anschaulich zu schildern. Gebündelte Information führt so zu solidem Wissen. »... eine deutsche Geschichte, wie sie das Publikum lange nicht hatte« (FAZ).

Hagen Schulze, geboren 1943, ist Professor für Neuere Deutsche und Europäische Geschichte an der Freien Universität Berlin und gehört zu den renommiertesten deutschsprachigen Historikern der Gegenwart. Er war Fellow am St. Antony's College in Oxford und Mitglied des Institute for Advanced Study in Princeton. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Neuen Geschichte.

Hagen Schulze

Kleine deutsche Geschichte

Mit Grafiken, Karten und Zeittafel

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Der Taschenbuchausgabe wurde eine Zeittafel beigegeben.



Im Text ungekürzte Ausgabe 1998

13. Auflage 2015

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© 1996 C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München

ISBN 3-406-40999-7

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: corbis, Düsseldorf

Gesetzt aus: Times Ten Roman 10,5/11,5 Punkt

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34360-2

Inhalt

Vorwort	7
I. Römisches Reich und deutsche Lande (bis 1400)	10
II. Aufbruch und Abbruch (1400–1648)	31
III. Abenddämmerung des Reiches (1648–1806)	54
IV. Die Geburt der deutschen Nation (1806–1848)	73
V. Blut und Eisen (1848–1871)	85
VI. Deutsche Möglichkeiten – eine Abschweifung	103
VII. Nationalstaat in der Mitte Europas (1871–1890)	108
VIII. Innere Reichsgründung und Weltmachtstraum (1890–1914)	116
IX. Der Große Krieg und sein Nachkrieg (1914–1923)	130
X. Weimars Glanz und Ende (1924–1933)	146
XI. Großdeutscher Wahn (1933–1942)	165
XII. Finis Germaniae und neuer Anfang (1942–1949)	185
XIII. Geteilte Nation (1949–1990)	201
XIV. Ein zweiter Nationalstaat (1990–2000)	227
XV. Epilog: Was ist des Deutschen Vaterland?	233
Zeittafel	241
Hinweise zur Literatur	254
Abbildungsnachweise	258
Personenregister	259

Vorwort

Was deutsche Geschichte sei, war für unsere Vorfahren keine Frage. Sie begann mit den Germanen und ihrem Kampf gegen Rom. Daß Hermann der Cherusker, der Sieger über die Legionen des Quinctilius Varus in der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahr 9 n. Chr., ein deutscher Held war, duldeten keinen Zweifel, und heute noch trägt das Schwert des Hermannsdenkmals bei Detmold in goldenen Lettern die Inschrift: »Deutschlands Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht.« Von Hermann zog sich ein großer, klar gezeichneter Bogen bis in die Gegenwart: Da war der Gotenkönig Theoderich, der in Sagen und Märchen als Dietrich von Bern weiterlebt, dann Karl der Große, der die römische Kaiserkrone erwarb und das Reich der Römer zu einem deutschen machte. Es folgten die staufischen Kaiser Friedrich Barbarossa und dessen Enkel Friedrich II., die in rätselhafter Einheit im Kyffhäuser auf ihre Wiederkehr in Deutschlands größter Not warten. Darauf Martin Luther, die »deutsche Nachtigall«, und Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, Friedrich der Große und Maria Theresia, mit denen die Uneinigkeit der deutschen Stämme ihren tragischen Höhepunkt erreichte, der Freiherr vom Stein und Blücher, der »Marschall Vorwärts«, und schließlich Bismarck, der »Eiserne Kanzler«, Schmied des neuen Reichs der Deutschen, das in der direkten Nachfolge des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation stand: Eine repräsentative Ahnengalerie deutscher Geschichte, auf die die Deutschen stolz waren.

Doch dann kam die »deutsche Katastrophe« (Friedrich Meinecke), Hitlerreich und Weltkrieg, und 1945 die Höllenfahrt des deutschen Nationalstaats. Der Schweizer Historiker Jacob Burckhardt hatte einst den »siegesdeutschen Anstrich« der deutschen Geschichte durch die deutsche Geschichtswissenschaft ironisiert – dieser Anstrich löste sich jetzt auf, und damit auch der sinnvolle Zusammenhang der deutschen Geschichte. Auf die goldene Legende vom geradlinigen Aufstieg des germanisch-deutschen Reichs folgte die schwarze Legende

de vom bösen, total verfehlten deutschen Sonderweg, dessen einzige Wahrheit in den Verbrechen des »Dritten Reichs« bestand, wenn man es nicht vorzog, Nationalgeschichte überhaupt für sinnlos zu halten oder mit Alfred Heuss den »Verlust der Geschichte« zu beklagen.

Eine Zeitlang war es für die Bewohner Westdeutschlands ein komfortabler Zustand, die Geschichte zu verdrängen, die Gegenwart mit ihren hohen industriellen Wachstumsraten und dem zunehmenden Massenwohlstand zu genießen und etwas erstaunt die übrige Welt zu betrachten, in der das Prinzip der nationalen Identität ungebrochen herrschte und seine politische Wirksamkeit Tag für Tag unter Beweis stellte. Die Deutschen, obwohl auf einem äußerst exponierten Posten der Weltpolitik beheimatet, schienen in allen ihren politischen Entscheidungen nur den einen Wunsch auszudrücken, keine Entscheidungen treffen zu müssen und in Ruhe gelassen zu werden. Die Menschen in der DDR dagegen waren einer vom Politbüro der SED aufgezwungenen, von Parteideologen verfertigten und den jeweiligen politischen Veränderungen angepaßten Geschichtssicht ausgesetzt, die jeder Diskussion entzogen blieb.

Aber der Zustand bekömmlicher innerer Prosperität und seliger außenpolitischer Verantwortungslosigkeit änderte sich schlagartig, als die Mauer fiel und ein neuer deutscher Nationalstaat ins Leben trat, dessen pure Existenz Europa verändert und der deshalb seinen Bürgern und den übrigen Europäern erklären muß, als was er sich versteht. Um mitten in Europa eine Zukunft zu haben, müssen wir wissen, auf welcher Vergangenheit die deutsche Gegenwart beruht. Denn niemand kann anfangen, sondern immer nur anknüpfen. Das heißt, daß diejenigen, die glauben, völlig Neues zu tun, nicht wirklich wissen können, was sie tun.

Um uns selbst und unseren europäischen Nachbarn die »deutsche Frage« zu beantworten, müssen wir erklären, was Deutschland ist, was es sein kann und was es sein soll. Dazu müssen wir erneut die deutsche Geschichte erzählen. Und weil nicht jeder mann die Zeit oder Geduld aufbringt, vielbändige Kompendien durcharbeiten, erzählen wir diesmal die deutsche Geschichte in aller Kürze, mit dem Blick auf das Wesentliche.

Auch eine kleine deutsche Geschichte gelingt nicht ohne Helfer. Ina Ulrike Paul, Uwe Puschner und meine Frau haben das Manuskript sorgfältig durchkorrigiert, Joachim Ehlers hat einen kritischen Blick auf das erste Kapitel geworfen, und Detlef Felken hat das Buch mit beträchtlichem Einsatz und kenntnisreich lektoriert. Von Christoph Stölzl, Direktor des Deutschen Historischen Museums in Berlin, stammt überhaupt die Ermutigung zu diesem Buch. Ihnen allen herzlichen Dank.

I. Römisches Reich und deutsche Lande (bis 1400)

Nicht in den germanischen Urwäldern hat die deutsche Geschichte ihren Ursprung, sondern in Rom: Jenem außerordentlichen italischen Stadtstaat, dessen Herrschaftsraum sich schließlich um das gesamte Mittelmeerbecken erstreckte, der Europa bis zum Rhein, zum Limes und zur Donau beherrschte, dessen einheitliche und dennoch vielgestaltige Zivilisation für die Menschen der Antike eine klar umrissene Welt, eine Ökumene war. Nichts Höheres gab es, als römischer Bürger zu sein; der Apostel Paulus war darauf ebenso stolz wie der Cheruskerfürst Arminius, aller Differenzen mit Rom ungeachtet. Der Dichter Vergil, der mit seiner *Aeneis* den römischen Staatsmythos schuf, erklärte es zur Aufgabe Roms, die Welt zu regieren, dem Frieden Gesittung und Gesetz zu verschaffen, die Unterworfenen zu schonen und die Aufmüpfigen zu unterwerfen. Dieses *Imperium Romanum* ist für uns Heutige der »ferne Spiegel« (Barbara Tuchman), in dem sich alle Nationen Europas, ganz gewiß die deutsche, bis in die Gegenwart hinein wiedererkennen können. Grundlagen von Staat und Recht, städtische Lebensweise, Sprachen und Denkformen, Baukunst, Schrift und Buch, kurz, die Voraussetzungen unserer heutigen Lebenswelt sind ohne die Zivilisation Roms und ohne die damit verwobenen Kulturen des klassischen Griechenland und des hellenistischen Orient nicht denkbar.

So dauerhaft das »ewige Rom« erschien, so wandelbar war es. Im Verlauf des 4. Jahrhunderts n. Chr. erlebte es zwei tiefe Umwälzungen. Unter Konstantin dem Großen (306–337) wurde ein orientalischer Erlösungsglaube zur Staatsreligion, das Christentum. In derselben Epoche spaltete sich das Reich, dessen riesige Ausmaße von einem einzigen Ort aus nicht mehr beherrschbar waren, in ein lateinisch-römisches Westreich und ein griechisch-byzantinisches Ostreich. Die Spaltung des Reichs erfaßte auch die christliche Kirche; die byzantinische Orthodoxie wandte sich von dem lateinischen Christentum des Westens ab, die politische Teilung Europas

durch die kirchliche vertiefend: Das war der Ausgangspunkt der langdauernden politischen, kirchlichen und ideologischen Trennung des Abendlandes. Zwei deutlich voneinander unterschiedene Zivilisationen entstanden auf europäischem Boden, rieben sich aneinander, berührten sich immer wieder, ohne sich je dauerhaft zu durchdringen: Rom und Byzanz, die lateinische und die orthodoxe Christenheit, liberaler Westen und slawophiler Osten, schließlich die Kultur von Demokratie und Menschenrechten gegen bolschewistisches Sowjetsystem. Erst jetzt, vor unseren Augen, so scheint es, beginnt sich diese jahrtausendealte Kluft, die Europa trennt, einzuebnen – mag sein, daß wir das noch gar nicht wirklich verstanden haben.

Anders als das östliche Byzanz, das noch ein ganzes Jahrtausend glanzvoll bestehen blieb, nur allmählich dahinschwand und erst 1453 mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken fiel, dauerte das weströmische Reich nicht mehr lange. Es versank in den immer häufigeren Wellen der Barbaren aus dem ungestalten, nebligen Norden, die vor den Unbilden der Natur, den Folgen der Übervölkerung und vor anderen, nachdrängenden Völkern flohen und begehrten, sich im Römischen Reich niederzulassen und sich an seiner Verteidigung zu beteiligen. In Rom nannte man diese nordischen Barbaren Germanen – Caesar hatte den Namen von den Galliern übernommen, die damit jene wilden Völker gemeint hatten, die von jenseits des Rheins in Gallien einzudringen suchten, und Caesar hatte von dem Namen dieser Völkerschaften auch die Bezeichnung für das Gebiet jenseits des Rheins und der Donau abgeleitet: *Germania*. Germane war nicht viel mehr als die Herkunftsbezeichnung für einen, der aus den wenig bekannten Gebieten östlich des Rheins kam; über die ethnische und sprachliche Homogenität der Germanen streiten sich heute die Wissenschaftler. Jedenfalls eigneten sich die von Norden herandrängenden Scharen aufgrund ihrer kriegerischen Fähigkeiten vorzüglich zu militärischen Zwecken. Bald bestanden die Prätorianergarden der Caesaren vorzugsweise aus Germanen, und germanische Völker erhielten die Erlaubnis, innerhalb des Reiches in Grenznähe zu siedeln und das römische Bürgerrecht zu be-

sitzen. Solcher Schutz schlug leicht in Bedrohung um, wenn der Beschützte, der Kaiser, die Institutionen und das Reich selbst schwach und von den barbarischen Kriegsexperten abhängig wurden. Germanische Heermeister und germanische Truppenteile entschieden immer häufiger über die Kaiser, bis schließlich der germanische Söldnerführer Odoaker 476 den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus absetzte und sich selbst vom Heer zum König ausrufen ließ.

Wieder ein Untergang, aber nicht das Ende des Römischen Reichs, sondern nur Beginn einer erneuten Verwandlung. Die germanischen Völker der Wanderungszeit – Goten und Langobarden in Italien, Westgoten in Spanien und Südfrankreich, Angelsachsen in Britannien, Burgunder und Franken in Gallien – suchten selbst Römer zu werden, indem sie sich in den leerstehenden Gehäusen des verfallenden Reichs einrichteten, die unendlich komplexe, verfeinerte römisch-vorderasiatische Zivilisation der Spätantike den einfachen Kulturformen ihrer Herkunft anverwandelten: Die traditionellen römischen Verwaltungen wurden, wenn auch in vereinfachter Weise, übernommen, die germanischen Königtümer wurden römisch-monarchisch überformt, das römische Rechtswesen stand Pate bei der Umwandlung germanischen Gewohnheitsrechts in schriftlich fixierte Volksrechte. Im Westen war das römische Kaisertum verschwunden, aber keiner der germanischen Könige zweifelte daran, daß das Römische Reich fort dauerte.

Auch in anderer Hinsicht lebte Rom verändert weiter. Während die Stadt am Tiber verfiel, die Bevölkerung rapide abnahm, Viehherden auf dem Forum weideten und das städtische Leben erstarb, wandelte sich der Bischof von Rom als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zum Papst und damit zum Oberhaupt der Kirche. Rom wurde nicht nur zum spirituellen Mittelpunkt der katholischen Christenheit, zu der sich nach und nach auch die Germanenvölker bekannten. In gewisser Hinsicht wuchs auch die Kirche in den Reichsaufbau hinein, in der kirchlichen Hierarchie überlebte die römische Reichsverwaltung: Die Meßgewänder des katholischen Klerus von heute gehen auf die Amtstrachten der römischen Bürokratie zurück. Zudem verbürgte die lateinische Sprache

als Sprache der Kirche, der Politik und der Literatur weiterhin die kulturelle Einheit des westlichen Europa; in den Klöstern beugten sich die Mönche nach wie vor über die Schriften Ciceros und Vergils. Das Römische Reich existierte weiter, in der Idee ebenso wie in abgemagerten Institutionen, vor allem auch in der triumphierenden Kirche.

Beides, Reichsidee und Kirche, erwies sich als so dauerhaft, daß mehr als dreihundert Jahre nach dem Sturz des Romulus Augustulus ein neuer Kaiser in der Stadt Rom erschien: Karl, König der Franken, der später »der Große« genannt werden sollte, der sich durch seine Siege über die Sachsen und die Langobarden zum mächtigsten Herrscher Westeuropas aufgeschwungen hatte und der seine Macht durch ein dauerhaftes Bündnis mit dem römischen Papst zu festigen suchte. Er bestätigte die Schenkungen, die sein Vater Pippin III. dem Papst gemacht hatte und die die Grundlage des späteren Kirchenstaats darstellten, und Papst Leo III. revanchierte sich, indem er am Weihnachtstag des Jahrs 800 Karl in der St. Peters-Basilika in Rom zum Kaiser krönte – die Porphyrlatte, auf der Karl kniete, ist noch heute in St. Peter zu finden. Karls Chronist Einhard berichtet, sein König sei, im Gebet vertieft, gegen seinen Willen gewissermaßen hinterrücks zum Kaiser gekrönt worden, und tatsächlich wußte Karl, daß sich daraus Konflikte mit dem einzigen legitimen Kaiser in der Christenheit, dem von Byzanz, ergeben mußten. Auf alle Fälle trat Karl in die Nachfolge Caesars und Konstantins ein, nannte sich *augustus imperator*, und sein Siegel trug fortan die Umschrift *Renovatio Imperii Romani*, Erneuerung des Römischen Reichs. Und das zu Recht; von jetzt an sollte es fast ununterbrochen tausend Jahre lang einen Römischen Kaiser geben. Der letzte, der Habsburger Franz II., legte erst 1806 Titel und Krone nieder, von der Öffentlichkeit kaum beachtet.

Der Vergleich zwischen dem antiken römischen Reich und dem Reich Karls des Großen lag insofern nahe, als Karl fast alle germanischen Königreiche und Herzogtümer Europas, mit Ausnahme der skandinavischen und der britischen, unter seiner Herrschaft vereint hatte. Das Reich dehnte sich von der Eider bis zum Tiber, von der Elbe bis zum Ebro, vom Är-

melkanal bis zum Plattensee aus. Karl der Große begann, politische und kirchliche Verwaltung, Verkehr und Kalenderrechnung, Kunst und Literatur und – als Grundlage für das alles – Schrift und Sprache zu reformieren, und zwar unter Rückgriff auf römische Zivilisationsreste. Er lud einen Angelsachsen, Alkuin von York, als Chefberater in Kulturangelegenheiten ein, dazu Gelehrte aus Italien und Spanien: Die karolingische Renaissance fand ihre Anregungen allenthalben in Europa. Alle Anstrengungen dienten dazu, eine *aurea Roma iterum renovata* hervorzubringen, ein erneuertes goldenes Rom. Wir können heute die klassischen lateinischen Autoren großenteils nur wegen der Begeisterung und des Fleißes karolingischer Schreiber lesen, deren eigene, oft vorzügliche Gedichte in antikem Versmaß vier umfangreiche Bände der *Monumenta Germaniae Historica*, der großen Sammlung mittelalterlicher Quellen, füllen.

Im Westen des Frankenreichs, in Gallien und Italien, funktionierten noch Reste der alten römischen Verwaltung; die germanischen Siedlungslandschaften östlich des Rheins, die Gaue, aber auch Kirchspiele, Klöster und Bistümer, weltliche und geistliche Grundherrschaften bildeten ein grobmaschiges Verwaltungsnetz. Karl der Große richtete Verwaltungsbezirke ein, sogenannte *ducati*, an deren Spitze jeweils ein *dux* stand: kein Herzog, also Stammesführer, sondern ein hoher Beamter aus dem fränkischen Reichsadel, dessen Titel noch auf die Verwaltungsreform Konstantins des Großen zurückging. Karls Sendboten, die *missi dominici*, überwachten die Reichsverwaltung, und die fränkische Reichskirche, deren Bistümer von Karl besetzt wurden, bildete eine zusätzliche Klammer.

Dennoch, trotz aller Anstrengungen konnte dieses Reich nicht dauern. Auch ohne die Erbstreitigkeiten zwischen Karls Enkeln hätte das Reich zerfallen müssen; eine Weisung, die der Kaiser von Aachen nach Rom schickte, brauchte zwei Monate, um ihr Ziel zu erreichen. Die örtlichen und regionalen Amtsgewalten konnten, ja mußten die längste Zeit nach eigenem Ermessen handeln: Wie sollte man da das Reich zusammenhalten? Die drei Enkel Karls teilten es unter sich auf, Ludwig erhielt den östlichen, Karl den westlichen Teil,

Lothar das Land in der Mitte, Lotharingen, das sich von der Mündung des Rheins bis nach Italien erstreckte und das Ludwig, als Lothars Geschlecht erlosch, im Jahr 870 seinem ostfränkischen Reich zuschlug. Damit war eine Grundkonstellation der weiteren europäischen Geschichte hergestellt: Der Kern des Kontinents war von nun an dauerhaft geteilt, die verschwisterten Reiche der West- und der Ostfranken trieben auseinander; aus ihnen sollten einmal Frankreich und Deutschland werden. Das Erbe Roms und Karls des Großen blieb ihnen gemeinsam, und gemeinsam blieb ihnen der Streit um die Ländereien des einstigen Zwischenreichs Lotharingen, der aus Frankreich und Deutschland für die nächsten zwölfhundert Jahre feindliche Brüder werden ließ.

Damit, so haben wir es in der Schule gelernt, beginnt die deutsche Geschichte. Da war der Sachsenherzog Heinrich, der einer treuherzigen Ballade des 19. Jahrhunderts zufolge damit beschäftigt war, Vögel zu fangen, als er von nicht näher bezeichneten Gesandten mit dem Ruf »Hoch lebe Kaiser Heinrich! – Hoch des Sachsenlandes Stern« gestört wurde... Heinrich I. (919–936) ging, von Sachsen und Franken gewählt, als Begründer der sächsischen oder ottonischen Dynastie in die Geschichte ein, nicht allerdings als Kaiser; seine Königsherrschaft wurde nach Kompromissen und militärischen Drohungen von Schwaben und Bayern akzeptiert, auf Lothringer, Böhmen und Elbslawen ausgeweitet und von den westfränkischen Karolingern bestätigt. Die einmütige Wahl von Heinrichs Sohn Otto (936–973) zum König befestigte die Dauerhaftigkeit des ostfränkischen Reichs, das auch in der Zukunft nicht mehr, wie zuvor das Erbe Karls des Großen, durch Erbstreitigkeiten und Erbteilungen gefährdet war. Otto I. besiegte 955 die Ungarn auf dem Lechfeld und hieß seitdem »der Große«. Sieben Jahre darauf ließ er sich in Rom von Papst Johannes XII. zum römischen Kaiser krönen und erneuerte die kaiserliche Schutzhoheit über Rom; er erwirkte die Anerkennung seines Kaisertums durch Byzanz und verheiratete seinen Sohn und Nachfolger, den künftigen Otto II. (961–983), mit einer byzantinischen Prinzessin. Königtum und Kaiserkrone waren von jetzt an fast immer miteinander verbunden. Sein Enkel Otto III. (983–1002) griff in

der Tradition Karls des Großen die Idee einer Erneuerung des römischen Reichs auf – er starb mit einundzwanzig Jahren in der Nähe Roms und wurde in Aachen beigesetzt.

Das Jahrhundert der salischen Kaiser (1024–1125) erscheint uns vor allem als das Jahrhundert, in dem die dramatische Auseinandersetzung zwischen Kaiser- und Papsttum ihren Anfang nahm. Bis in das 11. Jahrhundert hinein hatten Kaiser und Könige Europas das Recht für sich in Anspruch genommen, kirchliche Ämter nach eigenem Gutdünken zu besetzen. Im Zuge einer Reformbewegung, die im 10. Jahrhundert von der burgundischen Benediktinerabtei Cluny ausging, setzte sich jedoch auf kirchlicher Seite die Auffassung durch, daß es Aufgabe der Kirche sei, zwischen der Vollkommenheit Gottes und der Unvollkommenheit weltlicher Herrschaft zu vermitteln, woraus sich ein höheres göttliches Recht der Kirche gegenüber den weltlichen Herrschern ergebe. Deshalb mußten alle weltlichen Einflüsse auf die Besetzung der kirchlichen Ämter ausgeschaltet werden. Nun war seit Otto dem Großen die Kirche eine Stütze des Reiches geworden, und die ottonischen und salischen Kaiser hatten deshalb starken Einfluß auf die Papstwahlen und die Verwaltung des Kirchenstaats genommen. So kam es seit 1075 zwischen Papst und Kaiser zum Konflikt. Papst Gregor VII. (1073 – 1085) erließ an König Heinrich IV. ein förmliches Verbot der Investitur von Bischöfen und Äbten, was Heinrich IV. mit demonstrativer Nichtbeachtung und Absetzung des Papstes beantwortete.

Der Streit eskalierte und reichte weit über die beiden Personen und ihre Lebensdauer hinaus – es ging letzten Endes um die Ordnung der Welt und um die Frage, in welchem Verhältnis geistliche und weltliche Macht, *sacerdotium* und *regnum*, zueinander stehen sollten. Nach langen, wechselvollen Auseinandersetzungen, aus denen schließlich Kaiser wie Papst als Verlierer hervorgehen sollten, traten Kirche und Staat auseinander. Damit ergab sich eine entscheidende Voraussetzung für die moderne europäische Staatengeschichte und für die Herausbildung zweier Freiheitsprinzipien, die für die weitere Entwicklung der politischen Kultur Europas grundlegend sein sollten: einerseits die Freiheit des Glaubens

von staatlicher Zwangsgewalt, andererseits die Freiheit der Politik von kirchlicher Gängelung.

Gipfel und Niedergang mittelalterlicher deutscher Kaiserherrlichkeit, so will es unsere geläufige Geschichtssicht, ist mit der Dynastie der Stauer (1152–1254) verbunden. Friedrich I. (1152–1190), von den italienischen Zeitgenossen wegen seines rötlich blonden Bartes »Barbarossa«, Rotbart, genannt, ist in seiner Epoche wie auch im Gedächtnis späterer Zeiten der volkstümlichste mittelalterliche Kaiser gewesen. Der Glanz seiner Hoftage, seine Heirat mit Beatrix von Burgund, die wechselvollen Italienzüge, der Triumph über den rebellischen Herausforderer Heinrich den Löwen, schließlich sein merkwürdiger und als weihevoll empfundener Tod in Kleinasien während des dritten Kreuzzugs: Das alles war der Boden, aus dem Mythen wuchsen. Kein anderer Kaiser hat die Erinnerung und die Phantasie späterer Generationen so bewegt wie dieser, bis hin zu der Sage vom schlafenden Barbarossa im Kyffhäuser:

»Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit«,

Sinnbild der schweifenden nationalen Sehnsüchte des frühen 19. Jahrhunderts, dem ein erneuertes, mehr romantisch erträumtes als wirkliches staufisches Reich als Erfüllung der deutschen Zukunft galt. Ursprünglich meinte die Sage vom Kaiser im Berg aber Barbarossas Enkel, den glanzvollen und merkwürdig fremden Stauer Friedrich II. (1212–1250), der von seiner Mutter Konstanze das Normannenreich Sizilien geerbt hatte und dort eine Herrschaft entfaltete, die auf römischen, byzantinischen, normannischen und arabischen Grundlagen ruhte und nicht weniger als den grandiosen, noch ganz unzeitgemäßen Versuch darstellte, einen völlig rational durchorganisierten Staat aus einem einzigen Willen wie auf dem Reißbrett zu entwerfen – einen Staat als Kunstwerk, der allerdings mit dem Tod des Kaisers sein Ende fand. Friedrich, ein verfrühter Renaissancefürst in gewaltigem For-

mat, wollte neuer Konstantin und Bringer des goldenen Friedensreiches sein. Er entzückte und entsetzte seine Zeitgenossen; seine unausweichliche Gegnerschaft zum Papsttum mündete in einen Macht- und Propagandakrieg, wie ihn die Christenheit noch nicht erlebt hatte. Die kaiserliche Propaganda schilderte ihn als letzten Kaiser der Weltgeschichte mit messianischen Zügen, die päpstliche Reaktion ließ ihn als das Untier der Apokalypse, als Antichrist, erscheinen. Nach seinem Tod 1250 verbannte ihn die kirchliche Legende in den teuflischen, feuerspeienden Ätna, während die spätmittelalterliche Sehnsucht nach der Erscheinung des Friedenskaisers, der am Ende der Zeiten steht, Friedrich II., »Wunder und Wandler der Welt«, in den Kyffhäuser versetzte, wo er im Laufe der Jahrhunderte mit Barbarossa verschmolz.

Mit dem Tod Friedrichs II. endete des staufischen Reiches Herrlichkeit. Der Papst belehnte den französischen Königsbruder Karl von Anjou mit der Herrschaft Siziliens. Friedrichs Sohn Konrad IV. (1237–1254) starb vier Jahre danach in Italien, ohne die Kaiserkrönung erlangt zu haben, und dessen Sohn Konradin (1252–1268), der nach Italien zog, um sein sizilianisches Erbe zu beanspruchen, wurde in der Schlacht bei Tagliacozzo von Karl von Anjou besiegt, gefangengenommen und mit ganzen sechzehn Jahren in Neapel hingerichtet. Damit begann das Interregnum (1254–1273), »die kaiserlose, die schreckliche Zeit«, in der die Schwäche der Reichszentralgewalt rapide zunahm, bis sich mit der Wahl Rudolf von Habsburgs (1273–1291) die königliche Gewalt wieder halbwegs konsolidierte. Es folgt eine Epoche, in der das innere Gefüge des Reichs sich lockert, ohne daß der Bestand des Reichs erheblich beeinträchtigt wurde. Kennzeichnend für diese Zeit waren die verhältnismäßig offenen Königswahlen, durch die in bunter Reihenfolge Herrscher aus den Häusern Habsburg, Nassau, Wittelsbach und Luxemburg den deutschen Thron bestiegen und seit Heinrich VII. von Luxemburg (1308–1313) auch wieder die Kaiserkrönung erlangten. Wir wollen hier einhalten und einen Blick auf den bislang abgeschrittenen Zeitraum werfen, der uns in den Schulbüchern in der Regel als die Epoche des mittelalterlichen deutschen Kaisertums entgegentritt.

Wie deutsch waren die Könige und Kaiser seit Heinrich I. und Otto dem Großen wirklich? Das Wort Deutschland gab es noch lange nicht – es entstand erst im 15. Jahrhundert und brauchte noch etwa weitere hundert Jahre, um sich durchzusetzen. Die Menschen, die östlich des Rheins lebten, wußten jahrhundertlang nichts davon, Deutsche zu sein. Das lag daran, daß es, anders als beispielsweise im Fall der Franken oder dem der Angelsachsen, ein »deutsches« Volk nicht gab. Es gab vielmehr östlich des Rheins seit dem Zerfall des karolingischen Reichs im Verlauf des 9. Jahrhunderts eine Anzahl von Herzogtümern – Thüringer, Bayern, Alemannen, Sachsen –, die keineswegs auf die Völker der Wanderungszeit zurückgeführt werden können, sondern die aus den Verwaltungsbezirken des Reichs Karls des Großen hervorgingen. Nicht »deutsche Stämme«, sondern eine fränkisch geprägte Aristokratie bildete den politischen Zusammenhalt des Gebiets östlich des Rheins, das seit römischen Zeiten als *Germania* bezeichnet wurde. Diese Schicht von Aristokraten akzeptierte seit 833 die Herrschaft des Kaisersohns Ludwig im ostfränkischen Reich, der damit *rex Germaniae*, König der östlich des Rheins gelegenen Länder, wurde und eben nicht »Ludwig der Deutsche«, wie national denkende Historiker ihn seit dem 19. Jahrhundert genannt haben.

Bis weit in das 11. Jahrhundert hinein sollte sich dieses Reich, das da östlich des Rheins entstanden war, als fränkisches Reich verstehen, seine Traditionen also in den fränkischen Überlieferungen über die Karolinger und Merowinger zurück nach Rom und bis Troja verfolgen, nicht anders, als dies auch für den westfränkischen Reichsteil galt. Die Könige dieses Ostfrankenreichs vermieden jede nähere ethnische Bestimmung ihres Königstitels, nannten sich also lediglich *rex* und nicht etwa *rex Francorum* und schon gar nicht *rex Teutonicorum*, also König der Deutschen. Nachdem 919 mit Heinrich I. die sächsische Dynastie die Königskrone erworben hatte, traten Sachsen für mehr als hundert Jahre in den Vordergrund und an die Stelle der Franken. Für den Mönch Widukind von Corvey (etwa 925–973), der eine Geschichte der Sachsen, vor allem zur Zeit Ottos I., verfaßte, war das Reich *omnis Francia Saxonique*, bestand also aus dem

Franken- und dem Sachsenland; von Deutschland wußte er nichts.

Dies um so weniger, als 962 mit der Kaiserkrönung Ottos I. durch Papst Johannes XII. das ottonisch-sächsische Königshaus in die Tradition Karls des Großen und damit des Römischen Reichs aufstieg und damit die höchste Legitimation besaß, die das Mittelalter in weltlichen Dingen überhaupt kannte. Das Römische Reich, das wußte man seit dem heiligen Augustinus, besaß einen festen Platz in der Weltgeschichte, die zugleich Heilsgeschichte war; es war die letzte große Weltmonarchie. Das römische Kaisertum war seiner Idee nach eine universale, auf die Weltherrschaft gerichtete Macht, die unmittelbar von Gott kam; deshalb war in den kaiserlichen Urkunden seit 1157 stets vom »Heiligen Römischen Reich« die Rede. Das waren Perspektiven, die weit über den ostfränkischen, später deutschen Königstitel hinausgingen; das Reich integrierte sich daher römisch, nicht deutsch.

Das Wort »deutsch« kommt von *thiutisk* oder lat. *theodiscus*, ein Begriff, der einfach »volkssprachlich« bedeutete. Gemeint war damit keineswegs eine bestimmte, einheitliche Sprache, sondern jede Volkssprache, die sich vom gelehrten Latein der Kirche wie von den romanischen und slawischen Sprachen Europas unterschied: etwa Alemannisch, Alt-Sächsisch, Bayerisch oder Ostfränkisch. Das erste Mal hören wir von *theodiscus* in dem Bericht eines karolingischen Bischofs an den Papst über eine Synode, die 786 im britannischen Mercia stattgefunden hat. Bei dieser Gelegenheit seien die voraufgegangenen Synodalbeschlüsse »sowohl in lateinischer als auch in der Volkssprache (*theodisce*)« verlesen worden, »die alle verstehen konnten« – in diesem Fall also Alt-Angelsächsisch. Einige Volkssprachen erreichten literarische Höhen – das heute sogenannte »Alt-Hochdeutsch« ging hauptsächlich aus dem rheinfränkischen Dialekt hervor, der am Hof der Karolinger gesprochen wurde, verschwand aber wieder im Laufe des 10. Jahrhunderts, als die Herrschaft in der *Germania* auf die sächsischen Ottonen übergegangen war. Die mittelhochdeutsche Dichtung des Hochmittelalters, also etwa seit 1150, beruhte dagegen auf unterschiedlichen Dialektgrundlagen, unter denen das Limburgisch-Rheinische